

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

[Erzählender Teil]

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**



### Spatenstich.

Führen tausend Blitze nieder,  
tobte wilder Sturm um dich —  
deutsches Volk, nun braucht es wieder  
einen mut'gen Spatenstich.

Lähmten dich des Tags Beschwerde,  
gift'ger Hauch der Leidenschaft —  
noch aus alter Muttererde  
strömt die heilend heil'ge Kraft.

Neuen Irrwahns harte Ketten  
bricht kein andres mehr entzwei:  
nur die Scholle kann uns retten,  
nur die Scholle macht uns frei!

Freiburg i. Br.

Auf denn! daß die Not sich wende,  
nimm den Spaten in die Hand;  
nur im Schaffen dieser Hände  
liegt das Glück von Volk und Land.

Und mit jeder neuen Schwiele,  
Spatenführer, Ackersmann,  
schaffst du nach dem großen Ziele  
nah und näher dich heran.

Denn es gräbt der deutsche Spaten  
künft'gen Ernten einen Schrein,  
und der Himmels-gott in Gnaden  
träufelt schon den Segen drein.

Wilhelm Schlang.

## Die heilige Dorfnacht.

Von Hermine Ziegler.

Das bleiche Sonnenfeuer ist schon lange hinter den Hängen verschwält, und alle Wintereinsamkeit spukt in den weißen Wiesen. Die Bauernhäuser von St. Urban haben die Dächer bis über die Ohren gezogen; nur hie und da blinkt ein schmales Fensterkreuz in die Nacht hinaus.

Nicht weit; auf dem Holzstoß längs der Mauer bleibt es liegen und der Apfelbaum schaut traurig vom Zaun herüber. Es ist auch wohl traurig auf der Welt. Die Maßliebchen und die lustigen Quellen in der oberen Leiten sind über Nacht gestorben und der Wald hat seine Strafe verloren. Nun kennt er sich selbst nimmer aus, steht schwer und schweigt in seinen Flechtenbart hinein.

Aber die Sterne sind über ihm. Mit dem tröstenden Zwinkern ihrer ewigen Augen. Er fühlt sie auf seinem Scheitel ausruhen und gibt sich ganz einem neuen, strömenden Glanze hin, der mit einem Male urmächtig aus der singenden Höhe bricht. Erst fickernd wie brennendes Wachs, dann Wipfel, Zweige und die weißen Mulden überschüttend, daß die Helle bis an die Wurzelarme rieselt.

Ein Sommermärchen aus seiner blumigen Kindheit fällt ihm ein; wie aber die Lichtflut sich aufsteilt an Knorren und Stümpfen und die Waldgeister aus den offenen Toren in die Talsenkung rennen, weiß er, es ist die zwölfte der heiligen Nächte und getraut sich nimmer zu rühren.

Aus dem schneemurundeten Kleinholz nahen Tiere. Wittern und äugen scheu in den Lichtfegeln und erschauern inmitten der Strahlenbündel — ein Kind.

Ein Kind im weißen Faltenhemdchen, barhäuptig, barfüßig in der Waldtiefe.

In der Linken trägt es ein Licht, das die Finger der Rechten sorgsam beschatten.

Zart ist das Händlein. Die Ädern laufen darin wie rote Seidenschüre, und wenn ein Windhusch an die Falten des Hemdleins rührt, schimmert aus dem Malabasterleibchen das Herz wie ein dunkles Samtrosenblatt. Sein Atem fringelt lauter Sternchen in die Luft, und rings um es ist so klingendes Getöse, als säße, weiß Gott, auf jeder Nadelspiße ein Geigerlein.

Und das Kind schreitet und schreitet.

Die Nehe lecken ihm die Füße und die Zweige bereiten den Weg. Es aber berührt kaum die Erde.

Nur sein großes, ruhiges Licht zieht dem Ausgang des Waldes zu.

Dort flammt es still. Einen Gedanken lang. Und in den wundertiefen Augen des Kindes steht eine schmerzliche Frage: Wem soll es das Lichtlein bringen?

\* \* \*

Der Bramböck, der alte Wittiber, hat das letzte oder das erste Haus im Dorfe. Wie man's nimmt. Wenn man von der Waldseite kommt, ist es jedenfalls das erste. Baufällig ist es rundum, obgleich er schafft jeden gute: und schlechten Tag und den Sonntag dazu. Heimlich läßt er mähen und einfahren oder Streu holen oder im Bruch Steine klopfen. Und doch steckt es nicht . . .

Er hat keinen Herrgott, sagen die Dörfler.

Jetzt steht draußen die kalte Dezembernacht und streckt ihre Eisfinger durch alle Lücken und Ritzen. Hinter den moosverstopften Fenstern sitzt der Bramböck in der Düstern. Zählt und zählt. Eifrig begleiten seine Augen jeden Goldfuchs in den Wollstrumpf zurück. Wohlighört er ihn ausschlagen. Da flirrt von der Straßenseite her ein Lichtschein ganz nah an die Scheiben. Flirrt an Decke und Hausrat und ist auch schon wieder wie weggeblasen.

Den Bramböck packt ein taumelnder Schreck. Uns Umsehen ist sein Herrgott im Strohsack vergraben und er steht sprungbereit an der Kammertür.

Aber niemand kommt.

Nur eine Windwelle torzelt die Gasse hinauf und zwischendurch schwankt ein Flämmchen . . . An jedem Haus scheint es zu halten. Beim Moser, beim Widschwender, beim Lüstinger, bei den Vechnerischen. Manchmal will es groß aufstauen, dann wieder sinkt es ein und glimmt matt, wie unter einem schützenden Händlein fort . . . Jetzt ist es am Berneggerhof.

Der wird ihm wohl gefallen. Neu steht er vom Grund bis zum obersten Ziegel. Und keine Schulden darauf. Der Bernegger geht darin um wie ein verdienstvoller Mann, und wenn er von teuren Zeiten hört, ist immer ein Schmunzeln an ihm. Weizen und Kartoffeln macht ihm keiner ausfindig; jeden Morgen ist er am Buttern, und daß die Eier nicht im Mond wachsen, wie die Stadtleut' jetzt glauben, schreien seine Hennen laut genug.

Aber das Lichtlein stößt an den frischgestrichenen Laden vorüber wie ein Pfeil und wäre beinahe ans Verlöschen geraten.

Da biegt, von der Backseite hereinstapfend und mit Holzbürden beladen, der Zyprian in die Dorfgasse. Sein gutes Jungengesicht ist von der Kälte bis zum Weinen verzerrt. Aber innere Bilder wischen wiederum tröstend darüber weg. Die trauliche Enge der Kleinhauslerstube — die Geschichten der Ahnl — die Bratäpfel in der Backofenstelle.

Auch ist es mit einem Male so hell geworden. Ihm deucht, der Mond sei in die Gasse gefallen und das Krummholz auf seinem Rücken habe Feuer gefangen.

Er muß einmal darnach tasten, denn er fühlt weder die Bürden noch die verklammten Glieder,

sondern nur ein wohliges, warmes Aufgelöstsein seine dünnen Kleiderwände durchdrängen und die holperigen Schneesfurchen unter seinen Füßen fortgleiten, daß er ums Umsehen daheim in der brodelnden Stube steht, noch immer verdutzt und verjohnt, bis die Ahn mit dem entzündeten Spahn ihm unter die Nase leuchtet und fragt: „Bub, wer ist dir begegnet? Etwan der Wacholderreiter? Oder der Einspahn — — oder gar der Sternzähler?“

Er weiß es nicht. —

Tiefdunkel und Einsamkeit haben indessen draußen alle Spuren verschüttet. Nur der Friedhof, der sich ums Kirchlein schmiegt, hat noch ein Licht. Ein ruhiges, süßes, das die verwitterten Holzkreuze mit Gold überstäubt und sich auf die weißen Gräberkuppen legt wie der Auferstehungsstrahl. Als wollte es allen Schein abladen. In endlicher Rast. Da läutet das Kirchlein die Mette ein. Hellt die Bogenfenster und stößt die Pforte auf.

Unten schlagen Türen. Schritte verdampfen im Schnee, und aus allen Wegscheiden und Steigen sammeln sich Schatten, ziehen die Stufen hinan, an den Entschlafenen vorbei und gehen zu den Orgeltönen ein.

Auf der obersten Kirchenstaffel steht eine Flamme. Wie aus einem unsichtbaren Träger herausgewachsen in die Weihrauchschwaden wähend.

Der Betenden Augen erschauen sie nicht, denn ihrer Gedanken schwarze Schlänglein züngeln zwischen ihren frommen Lippenworten um den verlassenen Alltag, um Fuhrlohn, Hafersäcke und Grenzstreit — untergeschlagene Feldbrucht — Viehhandel — anderer Ehalten und Kinderzucht — alteingesessenen Nachbarhaß.

Und es ist, als ob Windstöße an der Flamme lecten, daß sie sich drehen und wenden muß und die Staffeln hinunterstiebt wie ein verwehter Funken, — bis sie endlich heller und heller atmend die einsame Gasse weiterwandelt. Die Gärtchen hinter den Zaunlatten erschauern gebendet. Die starren Knospen an den Rosenstöcken drängen in die Helle und die Bäume reckeln sich den Saft in die knorrigen Seiten, denn sie vermeinen, der Frühling rufe sie.

Aber da bricht mitten in die aufleuchtende Wirnis ein Gestöhn aus den Obstlauben, als schütteten die gutmütigen alten Apfel- und Birnbaumherzen allen Jammer auf einmal aus.

Daß es durch die Nachtlust weint von verlorenem Blühn, — von verdorrten und zertretenen Früchten, — von Armen, die im Hunger ihres Leibes kamen, — von verwehrtter Darmherzigkeit, — von Wucher und Habgier.

Bis die Zweige müdegeweint ins Tiefdunkel hinüberschlafen, noch immer jenen seltsamen Glanz in den Träumen, der jetzt längst am Dorfend unten um die Bretterhütte der alten Sedlbäuerin

flirt, die wurmstichigen Ritzen durchfühlt und plötzlich wie das Bergfeuer von Johanni inmitten der gottszämmertlich armen Stube steht.

„So viel Sonn — — — so viel Sonn,“ — — — ächzt die Alte im Bettwinkel, — — — „wieder is Sommer — und allweil leb' ich noch,“ und sie hebt den graumwärtten Kopf aus dem Strohsack. Aber da legt sich ihr eine kleine, flammzarte Handfläche über den zahlosen Mund und drückt sie sanft in die Lumpen zurück.

Daß ein weiches Vergessen alle Schmerzen zudeckt, daß die erloschenen Augen an der verrauchten Balkendecke nur noch Sterne sehen: alle auf blauem Grund, wie überm Gnadenbild zu Birkenstein.

Daß sie vermeint, trotz der gichtverzerren Glieder höher und höher emporzuwachsen, bis sie auf den Wolkenberg zu stehen kommt und in ein seliges Jubilieren hineinbricht, aus dem sie nur ein Wort verstehen kann: Friede. — — — Friede — — — den Menschen, — — — die eines guten Willens sind; und doch gleichzeitig durch die Nebelbetten im sehenden Erdenpalt sich selber daliegen sieht.

In der elenden Armut, — graumwärtt, wachsgelb, mit Nachhutschen auf dem einge-



Daneben ein Kind im weißen Faltenhemdchen, barhäuptig, barfüßig, das ihr still die Augenhüllen herunterstreicht.

schrumpten Altengesicht. Daneben ein Kind im weißen Faltenhemdchen, barhäuptig, barfüßig, das ihr still die Augenhüllen herunterstreicht und dann von der silbernen Helle umflossen hinausstreitet in die Tiefe der Nacht dem schweigenden Walde zu.



### Erntezeit.

Wenn wir sie brauchen lernten,  
den Pflug und Spaten gut,  
so gibt Gott auch die Ernten —  
in seinen Händen ruht

(daß alles wachst und lebe,  
das Leben von ihm hat)  
Fruchtbaum, Getreid' und Rebe,  
des Feldes Halm und Blatt.

Nun sind die Ernten Euer  
an Korn und Obst und Wein —  
in Keller und in Scheuer  
bringt nun den Segen ein!

Und will das Brot Euch laben  
und macht der Wein Euch heil,

Freiburg i. Br.

o wehst von solchen Gaben  
Bedürft'gen auch ein Teil!

Und führet Ihr die süße,  
vollsaft'ge Frucht zum Mund:  
vergeßt nicht, daß auch diese  
gereift auf deutschem Grund.

Es ist der Grund, darinnen  
wir alle, Greis und Kind,  
mit unserm Tun und Sinnen  
zu tießst verankert sind.

Den wollen wir mit Treue  
nun hegen Tag für Tag,  
damit er uns aufs neue  
die rechten Früchte trag'!

Wilhelm Schlang.

## Sepp Köflacher, der Bolschewist.



Eine lustige  
Geschichte mit  
ernstem Hinter-  
grund  
von  
Rud. Kleinede.

Seit der Sepp wieder daheim ist, gibt es kein Essen mehr im Köflacherhose, das nicht „anbrandlert“ auf den Tisch käme. „Soviel naß is das Holz,“ jammert die alte Köflacherin, „und der Herd hat auch kein' Zug. Mein blind wird der Mensch in der Kuchel vor lauter Raufen!“

Vor vierzehn Tagen hat das Uebel seinen Anfang genommen. Damals, als die Köflacherin zur Feier der Heimkehr ihres Buben ein Schweinernes gebraten, Krapsen gebacken und überhaupt ein Essen hergerichtet hatte, als ob es sich um Hochzeit, Kindstauf' oder Leichenschmaus gehandelt hätte. — Damals schon hatte sie den ganzen Tag die Augen nicht trocken gebracht. Aber damals war doch wenigstens alles so gut geraten, daß ihrem lieben Buben noch den nächsten Tag sterbensübel war von dem guten Schmaus.

Freilich: damals biß ihr nicht der „Raufen“ in die Augen. Damals waren es Freudentränen gewesen. Heilige Mutter Gottes, soll man denn nicht weinen vor Freud', wenn ein liebes, verlorenes Kind endlich wieder heimfindet ins Elternhaus, wo man vier schrecklich lange Jahre nichts gewußt hat von ihm, als daß es irgendwo in einem wilden Lande lebt, von dem ein Christenmensch nicht einmal den Namen aussprechen kann, ohne sich die Zunge zu verrenken dabei! Ganz auf der anderen Weltseite war er gewesen, ihr Sepperl, — in Asien drüben, wohin es schier noch zehnmal weiter ist als bis in die ferne Wienerstadt. Zuerst bei den Russen, die ihn gefangengenommen hatten, dann bei den Chinesen, und zuletzt wieder bei den Russen. Saubere Leut' das miteinander! Die einen — das hatte die Köflacherin einmal in einem alten Kalenderbüchl gelesen — die einen waren Heiden mit gelben Gesichtern, geschlitzten Augen und langmächtigen Haarzöpfen. Auch die Männer. Und aßen Hundeschwänze und Regenwürmer . . . Die andern wieder — die Russen — das wären wohl Christen gewesen, aber halt doch nicht so die richtigen. Denn die hatten sogar einen extrigen Papst, der nicht einmal in Rom wohnte. Und essen — mein Gott, essen taten die mit Vorliebe Schusterkerzen. Und tranken immerfort Schnaps dazu. Das hatte die Köflacherin zwar in keinem „Büchl“ gelesen — das hatte sie nur so reden gehört. Aber glaubte es eben darum um so fester. So ist es wohl erklärlich,

daß sie bei der endlichen Heimkehr des schwer Vermißten Schweinernes briet und Krapsen buk. Und daß ihr immerfort die Tränen über die Backen liefen dabei. Die Freudentränen . . .

Noch ein anderer hatte damals Wasser in den Augen: der alte Köflacher, den noch kein Mensch hatte weinen gesehen. Nicht einmal vor den vier Jahren — beim Abschiednehmen seines Einzigen. Auch jetzt wischte er sich rasch und verstoßen das dumme Naß aus den Augen, daß es nur ja niemand sehen sollte. Dann hielt er dem Sepp die Hand hin zu festem Druck: „Na, weil d' mir wieder daheim biß . . .“ Das war alles gewesen. Aber dem Köflacher, der seine Gefühle nicht gern in Worte kleidete, hatte das eine ganze lange Rede bedeutet.

Die Angerer Keferl schämte sich ihrer Tränen nicht. Die wußte vielleicht nicht einmal, daß sie ihr stromweise über die roten Bäcklein rannen, als sie dem Sepp entgegenlief mit lachendem Gesicht. „Sepp, mein Sepp!“ rief sie, „du mein lieber Bub!“ Denn der Sepp war „ihr Bub“. Nur in anderem Sinne, als er es seiner Mutter war. Dem Sepp hatte die Keferl „ewige Treue“ geschworen, wenigstens für die Zeit, bis er aus der weiten Welt wieder heimkäme ins stille Walddörfel . . .

Und nun ist der Sepp wieder daheim. Vierzehn Tage schon. Das glückhafte Weinen der Keferl hat sich in ein troziges Lachen gewandelt — die wortfarge Freude des Köflacher in ein wortreiches Fluchen. Denn wenn der Köflacher auch seine Lieb' und sein Gutsein vor den Leuten verstecken möchte wie eine Sach', über die man sich zu schämen hat, — seinen Horn tut er offenerzig aller Welt kund. Und flucht.

Sein Weib weint dazu. Weil es aber keine Freudentränen mehr sind, schämt sie sich nun auch. Faselt etwas von nassem Holz und beißendem Rauch, und läßt alltäglich das Essen anbrandeln vor lauter bitterem Herzeleid.

Es ist aber auch zum Lachen und Weinen und — Fluchen, wenn man zusehen muß, was der Sepp treibt! Das heißt — eigentlich treibt er ja überhaupt nichts. Kälkelt sich des Morgens noch faul im Bett, wenn die andern schon alle längst an die Arbeit gegangen sind, lungert dann auf der Straße herum und erzählt jedem, der ihm begegnet, langmächtige Geschichten, von denen die Leute nie wissen, ob sie Spaß oder Ernst sein sollen. Begegnet er zufällig keinem, der ihm standhalten will, so sucht er sich seine Zuhörerjchaft im Wirtshaus. Oder er bummelt aufs Feld hinaus und schaut den Leuten bei der Arbeit zu, bis ihm auch das zu langweilig wird und er verdroffen wieder heimstapft. Uergerlich darüber, daß die Leute immer noch nicht erkennen wollen, was für einen Segen er ihnen aus Rußland mitgebracht . . .

So recht ausgeräumt und guter Dinge wird der Sepp immer erst des Abends. Wenn der

Vater und die Hausleute nach der schweren Tagesarbeit heimgekehrt sind und sich auch zu Tische setzen. Denn die anderen Mahlzeiten muß ihnen die Jungdirne jezt, in der Erntzeit, immer aufs Feld hinaustragen. Aber des Abends kocht die Bäuerin etwas extra Kräftiges, und alle Tage muß es der Sepp wiederholen: „Is halt doch ein anderes Essen das, als wie die Regenwürm' und die Schusterkerzen. Und überhaupt: so gut kochen wie die Mutter kann kein zweites Weiberleut mehr auf der ganzen Welt.“

Und nach dieser Einleitung hebt der Sepp seine Predigt an. Daß jezt eine neue Zeit gekommen ist, wie sie schöner und besser noch nie auf Erden war. Armut? Gibt's nicht mehr. Denn warum? Weil es auch keinen Reichtum mehr gibt. Sind alle Menschen gleich jezt, einer wie der andre. Braucht sich auch kein einziger mehr zu schinden und zu plagen wie voreh — knappe vier Stunden Arbeitszeit sind genug im Tag. Das hat schon einer ausgerechnet vor vielen Jahren. Und das ist heilig.

„Bist ein Lapp!“ erklärte der alte Köflacher, da der Sepp zum ersten Male seine Weisheit ausgekramt. „Hast denn die Bauernwirtschaft ganz vergessen in die vier Jahr', daß d' so daherreden magst? Wann die Frucht g'schnitten auf'm Acker liegt und die Hagelwolken am Himmel hängen, dann geht die Rechnung anders! Da heißt's vorm ersten Hahnenschrei bei der Arbeit sein und in Gottes Namen dabei bleiben, bis die Frucht im Stadel liegt. Und wann's Mitternacht wird! Dann is aber auch der Segen drauf. Und kommen schon wieder Zeiten — im Winter oder so — wo sich der Mensch auch wieder ausraffen kann.“ Er lachte laut auf. Halb ärgerlich, halb belustigt. „Vier Stund' Arbeit im Tag! Is wohl kein Bauer g'west, der das ausg'rechnet hat!“

Der Sepp sezte eine überlegene Miene auf. „Hat sich aufg'hört jezt, der Unterschied zwischen Bauern und Herren! Is einer wie der andre — ich hab's ja schon g'sagt. Die Herrenleut' müssen jezt gradso arbeiten wie unjereins.“

„Soo —“ machte der Hausvater. Und das o in dem kurzen Wörtlein dehnte sich schier klasterlang dabei. „Alsdann geb' ich beispielsweise dem alten Professor, der über 'n Sommer immer ins Dörfel kommt, die Sengst in d' Hand und sag': Jezt schneid' einmal Korn, mein lieber Professor. Sonst richt' ich's mit meine Leut' nit in vier Stund' . . . Und am Winter geh' ich dann zu ihm in die Stadt und hilf ihm, seine gelehrten Bücheln schreiben. Weil sonst wieder er kein Auskommen nit find't mit der Zeit . . . So meinst es doch? Gelt, Sepp, so stellst dir die Sach' vor?“

„Nein,“ sagte der Sepp.

„Also wie denn?“ der Bauer.

Und da wußte der Sepp keine Antwort drauf.

So fing er lieber ein anderes Kapitel seiner neuen Menschheitsbeglückungslehre an. Erzählte, daß Eigentum Diebstahl sei, erklärte, daß alle Gesetze, die über das Heiraten handeln, nur Zwangsverordnungen wären, daß jeder Mensch das natürliche Recht habe, mit dem zusammenzuleben, mit dem er eben Lust hätte. Und auch das nicht gebunden auf Zeit und Ewigkeit, sondern eben nur so lange, als es ihn freute. „Freie Liebe“ nannte er das. Und für den allenfallsigen Nachwuchs würde von Staats wegen gesorgt werden.

„Herrgott, dann brauchet der Mensch nit einmal Alimente zu zahlen, wann ihm was Menschlichs passiert!“ dachte der Jungknecht in freudiger Erregung. Aber er sagte es nicht laut. Er wußte leider nur zu genau, wie streng man im Köflacherhose auf Ehr' und Sittsamkeit hielt. Da verstand der Bauer keinen Spaß. Schon das mit der „freien Liebe“ war den Leuten zu viel gewesen. Die Hausmutter hatte ein entsetztes „Am Gotts Christi willen, Sepp!“ gerufen, und die Angerer Kesperl, die auf einen kleinen Pausch gekommen war, war gar vom Tische aufgesprungen: „Wann d' so dalkert daherredst, dann geh' ich lieber wieder z' Hau'!“ Ein heimliches Verliebtsein, ja. Das hatte der Kesperl schon gefallen. Aber „freie Liebe“ — und dann nicht einmal heiraten — — da sollte sich der Sepp nur um eine andre umschau dazu! Mit hochrotem Gesicht war sie aus der Stube gelaufen und nicht wieder zurückgekommen.

Der steinalte Zipperl, der noch immer arbeitete wie zwei Junge, und von dem man sagte, daß er im Köflacherhose das Gnadenbrot aß, war während all dieser Vorkommnisse still in seinem Ofenwinkel hockengeblieben. Der Zipperl dachte schon etwas langsam. Der wälzte in seinem alten Hirn immer noch den Saß von der Gleichberechtigung aller Menschen herum. Wår so uneben nit,“ meint er. „Da brauch' ich auf meine alten Tag' nimmer Knecht sein. Da sezt' ich mich als Großbauer auf den Sonnleitnerhof. Soll der Sonnleitner dann auch einmal Knecht spiel'n . . .“ Aber dann kamen ihm allerhand Bedenken. „Leicht wähl'n s' mich dann gar zum Bürgermeister. Und zum Armenvater . . . Jessas nein, das halt't mein alter Schädel nit mehr aus! . . . Und die vielen Steuern, die der Sonnleitner zahlt! Die bring' ich schon gar nit auf . . .“

Gerade als die Kesperl dabongelaufen war und eine Weile ein bängliches Schweigen herrschte, war der Zipperl in seinen Erwägungen bei diesem schwierigen Punkte angelangt. Er fragte den Sepp darüber. Wie das denn mit der Steuer wäre? Ob die armen Leut' dann grad' so viel zahlen müßten wie die Reichen? Oder die Reichen so wenig wie die Armen?

Der Sepp hatte für diese Frage erst nur ein



Der Lipperl war still in seinem Ofenwinkel hocken geblieben.

überlegenes Lächeln. Dann machte er mit der Rechten eine Kreisbewegung, als wollte er etwas von der Erde wischen, das keine Daseinsberechtigung mehr hatte. Er streifte aber nur den vollen Weinkrug vom Tisch und sagte dabei: „Steuern! Lächerlich! Die gibt's doch dann nit mehr!“

Der Jungknecht jammerte um den nutzlos vergossenen Wein, die Köflacherin um den zerbrochenen schönen Krug. Die Jungdirn' las die Scherben auf und der Hausvater sprach wieder sein klastertlanges „Soo.“

„Sooo... Alsdann Steuern gibt's dann auch keine meh' ? Ja, sag einmal, Sepp, von was zahlt denn dann der Staat das viele Geld, das ihn die Kinder kosten, die alle er aufziehn laßt? Und von was baut er denn dann die Schulen und die Kraufenhäuser? Oder die Eisenbahnen? Oder wie halt't er dann nur die Straßen instand?“

Der Sepp wußte auf alles eine Entgegnung. Oder auch nicht. Je nachdem. Aber — das mußte man ihm lassen — mündtot zu machen war er darum nicht. Und der Schluß war — der Rangordnung des Hauses nach — der: Der Bauer sprach: „Seit Menschengedenken hat sich der Köflacherhof immer vom Vater auf 'n Sohn

vererbt. Hat jeder Köflacher g'wirtschaft't, so gut er's verstanden hat, und hat g'schaut, daß 's seinen Kindern einmal sollt' besser gehn, als 's ihm selber gangen is im Leben. So hab's auch ich g'halten mein Lebtag lang. Aber das kann ich sagen: nit halb so g'freut hätt' mich die Arbeit, wann ich nit g'wußt hätt', ich tu f' für meine Kinder und Kindeskinde. Und der Köflacherhof stund' heut nit so da im Ansehn, wann schon mein Vorähn hätt' denken müssen: ich arbeit' ja doch nur für fremde Leut'. Für Leut', die ich nit einmal kenn'. Denn ein Vererben gibt's nit mehr. Und meine Kinder hat mir ja der Staat schon g'nommen alser kleiner. Daß er sie erzieht, wie er sie braucht, nit wie ich f' selber will.“

Und die Bäuerin schrie: „Was, die Kinder wegnehmen von der Mutter alser kleiner? Da drehet ich so ein'm armen Wurm ja lieber den Hals um, bevor ich ihm das g'schehen ließ'! Gott verzeih' mir die Sünd'...“

Der Lipperl sagte nichts. Der dachte sich nur sein Teil. „Wann ich dann erst wieder nit Großbauer sein kann, so bleib' ich gleich lieber Knecht. Geht mir ja soweit nit schlecht im Köflacherhof. Und Steuerzahl'n brauch' ich eh nit.“

Der Jungknecht schwieg auch still. Nicht gerade aus Bescheidenheit — das war seine Art nicht — nur weil er mit der Sache noch nicht ganz im reinen war. Der komische Satz, daß Eigentum Diebstahl sei, wollte ihm nicht recht in den Sinn. Er dachte dabei ganz vorzugsweise an drei Gegenstände seines bescheidenen Besitztums, von denen er sich nicht trennen mochte, und wenn er mit dem Teufel hätte raufen müssen darum! Diese drei Gegenstände waren seine Tabakpfeife, seine silberne Taschenuhr und — der Kugelhutzen, den er oben im Walde in einem Baumloch versteckt hielt. Da sollte nur einer probieren, ihm die zu nehmen! Dem würde er schon zeigen, was Eigentum und was Diebstahl ist! . . . Aber — ein Hakel hatte die Sache immerhin. Beispielsweise das mit dem Kugelhutzen: das Wildpret und die Jagd ist Eigentum der Guts herrschaft; also ist eigentlich der Guts herr ein Dieb. Wenn man aber ihn — den Jungknecht — erwischt, wie er heimlicherweis' ein Gamsel aus den Wänden runterknallt, dann steckt man ihn ins Loch. Als Wilddieb . . . Jetzt — wie wird das dann sein? In der neuen Zeit? Gibt es dann vielleicht auch ein „freies Wildern“, wie es eine „freie Lieb“ geben wird? „Dann pfeif' ich auf die neue Weltordnung,“ sagte der Jungknecht im stillen zu sich selber. „Wann 's Wildern nit verboten is, dann macht's mir lang nit die Freud' wie jetzt.“

Und noch eine saß am Tisch. Die sprach nichts, dachte kaum etwas und nickte nur immer schlaftrunken vor sich hin. Denn die Jungdirn, die Mirzl, war von jeher der Ansicht, daß zum Leben nur dreierlei gehört: Essen, Trinken und Schlafen. Die Arbeit — als viertes — ging so mit drein. Die war selbstverständlich. Denn wenn man Brot essen will, muß man Korn bauen. Und wenn man eine Milchsuppe auslöffeln will, muß früher das Vieh gemolken sein. Denn das Korn wächst nicht von selber. Und eine Kuh kann sich auch nicht allein melken. Aber wenn dann geschafft, gegessen und getrunken ist, dann soll ein Christenmenschen auch schlafen können. Nicht so dumme Reden führen, die kein End' nehmen, wie's die Leut' da tun. Keine Silbe hat sie verstanden von all dem, was da verhandelt worden ist. Nur ein Wort, ein einziges, hüpf' ihr immerzu durch den Kopf — wie ein Heuschreck, der sich nicht fangen lassen will: *Bolweschift . . . Scholbewisft . . . Wolbeschift . . .*

Der Hausvater legte die Hand schwer auf den Tisch und sagte hart: „Ausg'red't is's für heut'. Is' eh ein Unsinn, das Ganze. Wann man die Armut aus der Welt kunnt' schaffen — ein Segen wär's wohl. Aber dann hätten die Menschen nit g'wart't damit bis heut'. Da hätten sie's wohl schon früher einmal probiert. Zeit haben s' ja g'habt, seitdem die Welt steht.“

Dann sprach er das Tischgebet und die andern sagten es nach mit murrender Stimme. Und als das Amen verklungen war, klatschte der muntere Jungknecht der schlafenden Jungdirn' einen tüchtigen Schlag auf die Schulter. „Aufstehn, Mirzl! Zeit is's zum Niederleg'n.“

Der kleine Hansl, der Halterbub' und Mädchen für alles war im Köflacherhofe, bemutete den allgemeinen Ausbruch, um rasch und verstoßen den Weinrest aus dem Glase des redseligen Sepp zu schlürfen. „Mir is's wurscht!“ dachte er dabei. „Von mein' Vater weiß ich niz, und die Mutter kümmert sich auch nit viel um mich — so is's schier alles eins, ob ich beim Köflacher aufwach' oder beim Staat. Die Köflacherleut' kenn' ich wenigstens schon. Aber die Staatleut' nit.“ Drehte sich um, trank schnell noch die letzten Tropfen aus und hüpfte dann seelenvergnügt in den Stall, um sich im Futterbarren zur Ruhe zu begeben.

— So war es am ersten Abend gewesen, und so ging es nun fort Tag für Tag. Kaum war' der letzte Bissen aus der Schüssel verschwunden, begann der Sepp sein großmauliges Reden. Immerzu dasselbe. Und immerzu dieselben Einwendungen darauf. Schier nicht anders ging es zu als bei dem Ringelspiel, das zum Kirchtag auf der Gemeindefeld aufgestellt wird. Immerzu im Kreise herum. Ein Pferd, ein Löwe, ein Fabeltier. Und wieder ein Pferd, ein Löwe, ein Fabeltier. Immer aufs neue, aber immer dieselben. Und dabei weiß man nicht einmal recht, welches das Pferd und welches den Löwen oder das Fabeltier vorstellen soll. Ist eins so verrückt wie das andere. Gerade wie dem Sepp seine Reden . . .

Vierzehn Tage sind es nun schon, daß der Sepp den Apostel einer neuen Menschheitsordnung spielt. Aber Erfolg hat er einstweilen noch keinen aufzuweisen. Die Leute aus dem Dorfe, die anfangs seinen Reden in neugierigem Staunen halb interessiert, halb verständnislos zugehört, haben keine Zeit mehr für ihn. Denen ist das Einbringen der Ernte wichtiger als die schönsten Reformideen. Der Schneider-Raz läuft ihm gar immer schon aus dem Weg, wenn er ihn nur von weitem wo kommen sieht. „Der Köflacher Sepp tut schon wieder Revolution machen,“ zischelt er ängstlich. Und die Dürflacherin schlägt ein Kreuz uns andre, wie vor dem, den man nicht beim Namen nennen will. „Die Religion will er aus der Welt schaffen, der Anchrist . . .“ „Und das Arbeiten auch!“ ergänzt der Schmied. Und haut mit dem Hammer auf das glühende Eisen, als trüge das die Schuld daran, daß der Köflacher Sepp nichts anderes tut, als nur unserm Herrgott den Tag abstehlen.

Bloß der Strohacker hält ihm noch ein bißchen die Stange. „Bringt halt jeder eine Letten

mit heim aus so ei'm grauslichen Krieg. Den einen trifft eine Kugel, den andern hat eine Krankheit packt. Na — und dem Köflacher Sepp hat's halt 's Hirnkastel verwirrt.“ Viel-jagend tippt er sich mit dem Finger auf die Stirn dabei. „Kriegsinvalid . . .“

Der gute Sepp hat sich aber bereits soweit in sein Aposteltum hineingelebt, daß er die stille Mißachtung seiner Mitmenschen mit ruhiger Würde zu tragen versteht. Was kümmert ihn die Meinung der anderen? Wenn nur er all- fort reden kann, das ist ihm die Hauptsache . . . Nicht einmal recht zuhören tut er sogar, was der Pfarrer heut von der Kanzel spricht. Troz- dem die Augen der ganzen Gemeinde auf ihn gerichtet sind dabei. „Es geht der Antichrist herum im Lande wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge . . .“ Weiß Gott, wenn der Sepp jetzt wirklich ans Verschlingen denken sollte, so handelt sich's bei ihm jetzt sicher- lich nicht um einen „wen“, sondern höch- stens um ein „was“. Das Sonntagessen, das die Mutter kocht, ist immer ganz was extra Feines! . . .

Als er aber nach dem Hoch- amt aus der Kirchentüre tritt, muß er es endlich doch

innewerden, wie ihm die Leute sehen aus dem Wege weichen. Und ihm dämmert plötzlich auf, als ob zwischen der Predigt des Pfarrers und seiner eigenen Person ein gewisser inniger Zu- sammenhang bestünde . . .

Da reckt er sich trotzig in die Höhe, so lang er nur ist. Und stapft geradeswegs hinüber zum Kirchenwirt. „Zillerl, ein Viertel Wein!“

Die schwarzhaarige Kellnerin blizt ihn im Vorübereilen keck aus ihren Tollkirschenaugen an und lacht ihm ins Gesicht: „Wer bin ich denn, daß ich dich bedienen soll? Jetzt hebt eine andre Zeit an! Jetzt sein alle Menschen gleich. Wann d' ein'n Wein willst, hol' die 'n selber!“

Wütend fällt der Sepp den dicken Kirchenwirt an: „Hast es g'hört? So eine Gemeinheit! Wann d' so was dulden willst in dein' Haus, dann sper' doch lieber gleich 's G'schäft zu!“

„Wird mir eh bald niz anders übrig bleiben,“

jammert der Wirt und hebt die listigen Aug- lein scheinheilig zum Himmel auf. „Wie neulich in der Zeitung g'standen is, haben f' in Ruß- land dem Alkoholsteufler schon den Kragen um- dreht. Wann jetzt das bei uns auch eingeführt wird, dann is's aus mit 'm Wirtsg'schäft. Da schenkt dann den Wein nur mehr der Apotheker aus — im Medizinflascherl, für die Kranken. Und das Bier kriegen die Schwein' zu saufen, daß f' fett werden. — Ja, mein lieber Sepp, so geht's jetzt zu in der Welt . . .“

Der Sepp würgt einen Fluch hinunter und läßt den Dicken stehen. Auf der Regellstatt rollen schon die Kugeln und klappern die Regel. Das gezeichnete ist, man schiebt mit. Da macht man wenigstens seinem Aerger ein bißchen Lust. Nur soll der Regelbub' wohl achthaben, daß ihm die Kugel nicht an den Schädel fliegt! Der

Sepp spürt heute eine mordsmäßige Kraft und Wut in sich . . .

Ganz prozig stellt er sich hin und klimpert mit dem Geld im Sack. „Ein Kröndl auf 'n ersten! Wer halt't mit?“

Die Burschen schauen ihn er- wundert an. Und einer sagt: „Ja, weißt du denn das noch gar nit? Jetzt gibt's ja gar fein'n ersten



„Wird mir eh bald niz anders übrig bleiben,“ jammert der Wirt.

nimmer. Is einer wie der andre.“

„Also auf 'n König! Und zwei Kröndeln!“

„Narr du!“ lacht der andre wieder. „Jetzt gibt's doch keine König' mehr. Und Bauern auch nimmer. Is alles ein Teufel.“

Da merkt der Sepp erst, daß sie ihn zum besten haben wollen. Seine erste Regung ist, dem nächsten an die Gurgel zu springen. Aber es sind ihrer zu viele. Und schauen alle ganz rauf lustig drein . . .

„Teppen seid 's alle miteinander!“ schreit er in ohnmächtigem Zorn, kehrt ihnen den Rücken und stürzt aus der Regellstatt davon. Und hört draußen noch ihr helles Gelächter und den Nach- ruf: „Kann schon sein, daß wir Teppen sein. Wo jetzt alle Leut' gleich sein und du doch sicher ein Tepp bist . . .“

Aus dem Wirtshaus stürmt der Sepp wie ein Wilder, die Dorfstraße hinab und beim ersten Seitenweglein hinaus ins freie Feld. Er

weiß sich nicht aus vor Zorn und Scham. Nur wenigstens keinen Menschen sehen jetzt! Sonst vergreift er sich noch an einem! Selbst wenn's Prügel kosten sollt' . . .

Aber dort, weitab von ihm gehn doch noch ihrer zwei. Ganz langsam gehen sie, als hätten sie sich weiß Gott was zu sagen, — bleiben stehen — gehen wieder — und nun geben: sie sich gar die Hand . . .

Dem Sepp wird's plötzlich ganz schwarz vor den Augen. Als ob er blind werden sollte. Und sieht es doch ganz deutlich: das ist ja — zum Teufel hinein, wie kann denn das nur sein? — das ist ja die Ungerer Reserl . . . Und der Rache neben ihr, das ist der Kainegger Bub, der Franz. Was will denn der von ihr? Was geht sie denn mit dem spazieren? Und was hält er jetzt gar ihre Hand in der seinen, als ob er sie sein Lebtag nimmer auslassen möcht'?

Das hat dem Sepp heut gerade noch gefehlt: Eifersucht . . . Wie ein gehegter Hirsch jagt er über die Felder. Nun ist der Kainegger Bub plötzlich verschwunden. Rein wie in den Erdboden versunken. Und der Sepp weiß nicht, soll er ihn im Jungwald suchen, der sich dort die Leiten hinaufzieht, oder in dem engen Graben, der ins Stolzental hinunterführt.

Atemlos hastet er auf die Reserl zu. „Wo is der Franzl hin? Was machst denn du noch da? Was habt's ihr überhaupt zu schaffen miteinander?“

Die Reserl schaut ihm trotzig ins Gesicht. „Fragt viel auf einmal. Aber ich bin dir auf gar niz Antwort schuldig.“

„Soo?“ macht der Sepp. Und dehnt das Wörtlein so langmüchtig, wie es sein Vater die letzte Zeit her immer getan. „Und an dein Versprechen denkst gar nit? Daß d' mir die Treu willst halten, — daß d' warten hast wollen, bis ich z'rückkomm'?“

Der Reserl stehen die Tränen in den Augen. Aber sie zwingt sie tapfer zurück. „Hab' ich etwa nit g'wart't? Hab' ich dir etwa die Treu nit g'halten? Mit keinem bin ich gangen die ganze Zeit, an keinen hab' ich denkt, als immer nur an dich. Vier Jahr' lang . . .“ Trotzig wirft sie das zornrote Köpferl in die Höhe. „Aber jetzt is eine andere Zeit. Jetzt gelten alte Versprechungen niz mehr. Und die Treu' is auch aus der Welt g'schafft. Jetzt regiert nur mehr die »freie« Lieb' . . .“

Sagt's, dreht sich ab von ihm und geht ihres Weges weiter, als ob es gar keinen Köslacher Sepp mehr gäbe auf der Welt. Und der Sepp steht da wie die Mannnerl beim Sterz, weiß nicht, was er ihr antworten soll, und weiß nicht, soll er ihr folgen oder sie einfach laufen lassen. So auf den eigenen Fall angewandt, kommt ihm die neue Weltordnung gar nicht mehr so schön vor wie bisher . . .

Zuchsteufelswild kommt er gegen Mittag zu Hause an. Die andern sitzen schon beim Essen Mit rotgeweinten Augen die Mutter, mit finstrem Gesicht der Vater. Und es wurde eine recht schweigsame Mahlzeit.

Nach dem Tischgebet beginnt der Sepp in allen Taschen zu suchen. „Zum Teufel 'nein, wo hab' ich denn meine Pfeifen hintan?“

Da blinzelt ihn der Jungknecht von der Seite an — so halb schalkhaft und doch halb besangen — und sagt: „Die Pfeifen? Ja, weißt, ich hab' glaubt, die g'hört gar nimmer dein. Weil d' doch g'sagt hast, daß Eigentum Diebstahl is. Und da hab' ich f' dem Hansl geben. Daß der arme Bub auch einmal eine Freud' sollt' haben. Und daß die Leut' nit sagen können, der Köslacher Sepp wär' ein Dieb . . .“

Wie nun der Sepp aufahren will in hellem Zorn, macht der Hausvater eine Bewegung mit der Hand, daß dem Sepp das Wort im Munde stecken bleibt.

„Laßt 's die Dummheiten sein,“ grollt er, „jetzt reden wir einmal ernster Weiß'!“ Ganz wild, schier zum fürchten, schaut er aus. Und ist doch ganz unheimlich ruhig dabei. „Was die Leut' sagen — ich hätt' mir's längst schon denken können. Aber weil s' einem das Schlechte immer nur hinterm Rücken nachreden und nit



Der Reserl stehen die Tränen in den Augen. Aber sie zwingt sie tapfer zurück.

ins G'sicht hinein, drum bin ich's heut erst inne worden. Wo 's der Pfarrer frei von der Kanzel runterg'sagt hat.“

Mit der geballten Faust haut er auf den Tisch, daß die Teller zu tanzen anheben und die Kirzljäh aus ihrem Verdauungsdüsel aufschreckt. „Daß einem so was passieren muß. Einem

Röflacher! Daß die Leut' mit Fingern auf einen weisen und die alte Mutter sich die Augen ausweinen muß vor Scham. . . ." Einen tiefen Schnauer tut er, dann hat er seine frühere unheimliche Ruhe wiedergefunden. „Zwei Wochen lang hab' ich dich faulenzzen lassen und ein Leben führen wie der Herrgott in Frankreich. Ich hätt' dir's auch weiterhin noch gönnt eine Zeitlang, wanngleich 's mir selber nie so gut gangen is in mein' ganzen Leben. Aber — hab' ich mir denkt — er hat sich das bißl faulenzzen sauer verdient. Nach allem, was er hat mitmachen müssen die letzten vier Jahr' her. . . .“

Seine Stimme wird ganz ungewohnt weich, wie er das sagt. Aber gleich darauf ist sie wieder hart, und ein harter Zug legt sich auch um seinen Mund. „Jetzt is's aus. Du selber hast es predigt die ganze Zeit her: Wer nit arbeit't, soll auch nit essen. Alsdann überleg' dir halt die Säch'. Bis morgen früh hast Zeit dazu. Wann's dann nit anders wird, so bist heut 's letzte Mal mit uns da an ein'm Tisch g'essen.“

Schwerfällig, als ob es ihn Mühe koste, sich zu erheben, steht er vom Tische auf. „Kommt, Mutter, wir gehn miteinander ein bißl auf die Felder 'naus. Mir is's heut zu eng da in der Stuben. . . .“

— — Lang, endlos lang ist so ein Sonntag-nachmittag, wenn der Mensch nicht weiß, was er mit sich selber anfangen soll. Im Hause alles still und tot. Die Alten fort, der Jungknecht auch ausgeflogen, der Hansl wohl in irgendeinem versteckten Winkel, um sich beim ersten Pfeifenrauchen die erste Ueblichkeit zu holen. Nur der steinalte Lipperl und die blutjunge Mirzl sind noch daheim. Und der Hofhund und die Hauskat'. Die schnarchen ein Quartett zusammen.

Da denkt der Sepp, es wär' vielleicht das beste, der Angerer Kesperl wieder ein gutes Wörtl zu geben. Wie er aber zum Angererhof kommt, und hinübergrüßt zu ihr, da hebt sie sich jäh von dem Bänklein, wo sie so oft am stillen Feierabend mit ihm gessen und geplaudert hat, geht rasch ins Haus hinein und zieht die Türe hinter sich zu.

Da denkt der Sepp zum zweiten: „Is's, wie's is, — jekt such' ich mir den Rainegger Franzl auf und verprügl' ihn, daß er für eine Weil' aufs Verliebthein vergessen soll. Das wird ihm g'sund sein. Und mir auch.“

Aber der Franz ist nirgends zu finden. Nicht zu Hause, nicht auf den Feldern, nicht im Wirtshaus. Und so führt denn der Sepp seinen Zorn und sein Herzleid einen halben Tag lang spazieren, ohne Zweck und Ziel. Und als es endlich Abend ist, da ist ihm zumute, als hätte er die Prügel bekommen, die er dem andern vermeint. Jeder Knochen tut ihm weh von dem närrischen Laufen bergauf und bergab, im Kopf ist ihm

ganz wüßt, als hätte er einen ausgewachsenen Nagensammer. Und hat doch nicht ein Tröpflein Wein getrunken den ganzen Tag!

Beim Nachtmahl, das diesmal ganz schweigsam verläuft, tut er's dem Hansl, dem Halterbuben, nach: rührt keinen Bissen an und verliert sich vom Tisch, sobald es nur angeht. Der Unterschied ist bloß der, daß der Hansl trotz Pfeifenrauchen und Seekrankheit in seinem Futterbarren bald den tiefen Schlaf der Jugend findet, während sich der Sepp die halbe Nacht schlaflos in Bette wälzt. Endlich — gegen Morgen schon — fällt ihm ein, was dort in Rußland einmal einer gesagt hat, den sie dieses Wortes wegen damals verfolgt und geächtet haben: „Die Menschheit ist noch nicht reif genug, die bolschewistische Idee in sich aufzunehmen. . . .“

Ja, so wird's wohl sein. Und so trifft ihn, den Röflacher Sepp, kein Verschulden, wenn diese beschränkte Menschheit noch ein paar tausend Jahre länger auf ihre Seligkeit warten muß. Er hat sein möglichstes getan. Wenn diese Leut' zu dumm sind, ihn zu begreifen, so sollen sie ihn einfach gernhaben. Er mag nicht dem Bolschewismus zulieb die Angerer Kesperl an den Rainegger Franzl verlieren. Und überhaupt: er will auch seine Ruh' haben und schlafen können. Und er schläft nun richtig ein. . . .

Oh' noch die Sonne den ersten Blinzler tut über die Berge her, ist der Sepp schon wieder auf. Geht mit den andern aufs Feld hinaus und schafft mit ihnen bis in den sinkenden Abend hinein. Keiner wundert sich darüber, keiner sagt ein Wort dazu. Als müßte das so sein. Und der Sepp hatte sich doch wenigstens eine lobende Anerkennung erhofft als schwachen Ersatz für das Aufgeben seiner hochliegenden Ideen. . . .

Auch das Abendessen verläuft, als ob der Sepp gar nie vom Hause fortgewesen, als ob die vier letzten Jahre überhaupt nicht in der Zeitrechnung gestanden wären. Der Hausvater spricht von der Ernte und über die Arbeitsordnung der nächsten Tage, der Jungknecht wackelt aufmerksam mit dem Kopf dazu. Und denkt dabei doch nur an den Schießprügel, den er oben im Walde versteckt, und an den Rehbock, der heut abend wieder über die Spitalleiten gewechselt ist. . . . Im Ofenwinkel duselt der alte Lipperl stumpfsinnig vor sich hin, schiebt die kalte Pfeife von einem Mundwinkel in den andern und nimmt das für eine genußfrohe Beschäftigung. Und die Mirzl nickt mit dem Kopf wie ein Pagoderkel, fährt alle fünf Minuten erschrocken in die Höhe und ärgert sich, daß die andern noch immer nicht ans Schlafengehen denken.

Einzig der kleine Hansl ist heut ganz ein anderer, als er sonst immer war. Er weiß es selbst nicht recht, was er eigentlich ist. Gestern, da ihm der Jungknecht die Pfeife des Haussohnes überreicht gehabt, hatte er sich als Mann

geföhlt. Heut hängt der Nasenwärmer wieder sauber gepußt in des Seppens Mund. Da ist er, der Hansl, nun wieder bloß ein Halterbub . . . „Schad“, daß die neue Zeit noch nit da is,“ denkt er. „Da g'höret die Pfeifen vielleicht doch schon mein . . .“

Nun steht der Bauer vom Tische auf. „Schlafenszeit, Leut! Morgen is auch noch ein Tag.“

„Wohl, und ein schwerer auch noch!“ fügt der Sepp bei. „'s Wetter schaut gar nit gut her. Da müssen wir uns schleunen, daß wir 's Heu von der Waldwiesen einbringen, bevor ein Regen kommt.“

Wie er das sagt, so ruhig und selbstverständlich, schaut ihn die Mutter an dabei mit völlig verliebten Augen. Ganz heimlich und verstohlen streichelt sie ihm leise über den Armel. „Gute Nacht, Sepp!“ sagt sie. Sie hätte gerne dazu-gesetzt: „Du mein lieber Herzensbub.“ — Aber das trant sie sich schon nicht mehr. Es würgt sie wieder so eigen im Halse, und das helle Maß steht ihr auch wieder in den Augen, ohne daß sie ihm zu wehren vermag. Und doch ist der Kößlacher-Mutter so wunderbarlich und glücklich zumute dabei. Es sind ja wieder Freudentränen, die sie weinen kann . . .

### Die Tüßler auf dem Salvest.

Eine Schwarzwalddgeschichte von Wilhelm Fladt  
(Freiburg i. Br.).

Wenn irgendwo in einem Tal zwischen Furtwangen und Billingen einem Schwarzwaldmüller der Geduldfaden riß, weil irgendwo in den Mahlgängen oder am Wasserrad etwas haperte, dann hieß es immer zuguter-legt: Jeyer ka nur no d'r Blessing helfe!

Der Blessing war ein armer Schlucker und seines Zeichens ein Zimmermann, der droben auf dem Salvest bei Unterkirnach hauste. So nebenbei war er der Mühlendoktor, und es gab keine Wälderdmühle von Schramberg bis Donau-efchingen, in der der Salvest noch nicht die Finger im Werk gehabt hatte.

Der alte Blessing konnte alles. Wenn er nach glücklicher Vollenbung der Mühlendoktorei sich die wohlwollende Zufriedenheit eines behäbigen Talmüllers erworben hatte, dann kam sicher noch die runde Frau Müllerin und hatte eine Kappe voll Sonderwünsche für den Allerveltssassa. Einmal war am Mehlstrog ein neuer Deckel nötig; das war zwar Schreinerarbeit, aber der Blessing konnte es auch. Im Stall brauchte man einen Verschlag für die Gänsezucht; selbstverständlich war das des Blessings Sache. In der großen Stube hatte die alte Pendeluhr seit ein paar Wochen Raupen; die verstand keiner besser auszutreiben als der Blessing.

So ein paar bresthafte Wäldernhren hingen

überhaupt immer auf dem Salvest droben, daß der Blessing sie flickte. Das ging zwar ein bißel über das Zimmermannshandwerk und über die Mühlenmacherei hinaus. Aber wer mit scharfem Blick und kundiger Hand in das Werk einer störrischen Wälderdmühle zu greifen verstand, bigost au, der wird doch auch mit dem Räderwerk einer verwirbelten Bauernuhr zurecht-kommen! Das war drum so eine richtige Winterarbeit, wenn's doch nichts zu zimmern gab und wenn die Mühlräder in die Wälderbäche hinein-gefroren waren.

Dann rückte der Salvest den Tisch aus dem Herrgottswinkel ganz ans vordere Fenster und rüstete Schraubenzieher und Feilen, Stefsen und Zänglein und dies und das. Dann ward behut-sam so eine alte Bauernuhr auseinandergelegt und getüßelt und gebastelt, bis es wieder klappte. Hüben von ihm saß der Karli und driiben der Marti, zwei frische rotbackige Buben und span-nisten auf des Vaters Hantierungen, als ob sie's morgen auch schon können müßten. Allerveltsbuben waren's, die zwei, die gar bald dies und jenes erlickert hatten und dem Alten trefflich zur Hand zu gehen wußten. Er hatte auch seinen Stolz auf seine zwei Kerli, der alte Salvest, und wenn's gelangt hätte, warum nit gar, dann hätten sie auch ihrem Lieblingswunsch folgen dürfen, zu einem tüchtigen Uhrmacher in die Lehre zu gehen. Aber — dazu waren die Buben zu dünn gesät.

\* \* \*

Vom Christkindlismarkt in Furtwangen hat einmal der Salvest seinen Buben eine Mundharmonika mitgebracht. Ei der Tausend, war das eine Freude! Jeder hat darauf dudeln wollen, der Karli und der Marti.

Auch der Vater selbst hat's probiert, wenn sie im Abendsonnenschein auf der Ausguckbank vorm Salvesthäuslein saßen.

„Seht, wie die Sonne dort sinket,  
Abendlich dunkelt das Feld“

Klang es sinnierend in den dämmernden Abend.

„Hüttlein, nun sei uns willkommen!  
Heut ist die Arbeit vollbracht.  
Der uns das Werk abgenommen,  
Sendet die feiernde Nacht.“

Hört ihr das Glöcklein? Mit traulichem Klang  
Kuft es zur Hütte den Abendgesang,  
Läute, o Glöcklein, nur zu,  
Läute zur süßen Ruh!“

Wie sie dann nach dem bescheidenen Abendimbis drin saßen auf der warmen Chunst und das Kienspanlicht seinen roten, warmen Schimmer in die heimelige Stube leuchtete, da haben sie zu dritt Lustschlöffer gebaut. Lustschlöffer?

„Weisch,“ meinte der Karli zum Vater und deutete auf ein eben fertiges Laufwerk, das der Vater in den Winterabenden geschnefelt hatte,

„einer von dine Figure solti an Musik mache sinne!“

„Ei ja freilich! Das wäre was gewesen! Da stand nämlich auf einem glühenden Glaspflichtberg mit grünen Tannenbäumchen ein aus winzigen Schindeln gefügtes Kapellchen. Wenn man neben dem Berg an einem Driller drehte, dann fing es im Berg drin an zu surren und zu summen, als ob nun die Berggeister einen Zauber üben wollten: An der Kapelle ging die Türe auf und heraus kam still und feierlich ein frommer Einsiedelmann, der im Turm der Kapelle das Glöcklein läutete. Und aus dem Innern des Glühberges hervor bewegten sich auf einmal rote, weiße, blaue und grüne Engel, die rings um den Berg herum einen Reigen tanzten.“

Das wäre freilich was gewesen, wenn die Engel so eine

himmlische Musik hätten machen können. Und das mit so einer Musik das hat fernerhin den Vater immer geplagt und seine zwei Buben. Aber wie? Wie das machen?

Und mit ihrem Tüfteln und Sinnieren ist der alte Salvester hinübergegangen, wo rote, weiße, blaue und grüne Engel im Klange

ewiger Welten einen himmlischen Reigen tanzen; ist der Marti drüben auf dem Sattelhof bei Güttenbach ein Hüterbub worden und ist der Karli fortgezogen in die weite, weite Fremde, wo er von klugen Meistern mehr zu erlernen hoffte, als das einschichtige Grübeln im Salvester Bergwinkel ihm zu geben vermochte.

Aber auch den Marti hat's nicht lange auf dem Sattelhof geduldet. An seinem siebzehnten Geburtstag hat er sein schmales Känzlein geschnürt und ist auf Schusters Rappen gewandert und gewandert, bis er drüben in Moskau bei der weltbekanntesten Schwarzwälder Uhrenhandlung Brucker-Compagnie ein für seinen vom Vater ererbten Tüftelsinn passend Plätzlein fand — und für sein brüderlich Heimweh — den Karli.

Sapperlot, der Karli! Der Tüftel — Karli! Da sahen sie nun abends nach des Tages werktätiger Schicht droben in einem Dachkammerlein, schauten hinüber nach den Goldkuppeln der Moskauerstadt, sangen heimwehkranke Schwarz-

walblieder und musizierten — und probierten und musizierten auf allen möglichen Instrumenten, deren sie nur habhaft werden konnten. Und nach des Vaters Vorbildern verfertigten sie in dem bei der rührigen Brucker-Compagnie geläuterten und gefestigten Geschmack mechanische Laufwerke mit allen möglichen ernstlichen und heitern Männlein und Weiblein. Drunten im Werk bauten sie Drehorgeln, die wehmütige Pustalieder spielten und heimatliche Schwarzwaldklänge.

Auf einmal aber haben's die zwei mit dem Heimweh gekriegt, und ihre Sehnsucht war erst gestillt, als sie wieder im lauschigen Frieden ihrer Schwarzwaldberge saßen.

Drüben im Langenbach die Zähringers-Gertrud, ein püßer Wäldermädel, hat's dem Blessing-

Karli mehr angetan als alle die glütäugigen Schönen im weiten Zarenreich, und gar bald gab's im Häuslein auf dem Salvester ein jungfräulichleben.

Da saß er nun, der jung Salvester, der Karli, an des Vaters Wertisch in der großen Stube und tüftelte gleich dem alten Salvester an den alten sehnsüchtigen Gedanken herum, hantierte



Hüben saß der Karli und drüben der Marti und spankten auf des Vaters Hankerungen.

daueben mit seiner treuen Gertrud in Wies' und Wald und Feld als rühriger Wälderbauer, schaukelte in der Feierabendrast seine zwei Maidlen mit „Ritte, ritte, hopsassa“ auf den Knien und freute sich, wenn lernbegierig der Johannle, der Jakoble und der Konstantin neben ihm am Wertisch hockten und mit wissensfreudigem Fragen dem Fortgang seines Schaffens zuschauten.

Grad wie damals, als er und der Marti dem alten Salvester den Wunsch geäußert hatten, daß seine Ringelreihenengel an der Einsiedelkapelle auch ein bißel Himmelsmusik machen möchten. Und grad daran grübelte er immer noch.

Ei, warum denn nicht? Da konnte doch unten so ein Drehorgelwerk eingebaut werden und oben konnte ein mechanisch Laufwerk Männlein und Weiblein, Heiligen- und Engelncharen hüpfen, springen, laufen, tanzen und fliegen lassen; Dorfgeiger konnten da die Fiedel streichen, pauerbackige Bombardoner liebliche Weisen blasen,

lustige Magister fröhlich den Taktstock schwingen; ehrwürdige Apostel konnten sich da sitzsam vor einem gestreng thronenden Gottvater verbeugen; Gockelhähne konnten mit den Flügeln klappern und grüne Drachen konnten gegen den güldigen Sankt Jörg den feuerroten Rachen aufsperrn.

Kam manch ein großkariertes Engländer selbigsomal auf die Kirnacher Höhe hinaufgestiegen, um von Weltensfahrt und Lordschaftsbummel ein selten Kunststück des Salvester Lüstlers mit nach Hause zu bringen.

Der aber saß und sann, bis er eines schönen Tags auf einem großen Bogen viele Rädlein, Stänglein, Walzen und Register gezeichnet hatte und freudig am Abend im Herrgottswinkel den Seinen erklärte: „So, jeßer isch es so wit!“

Audern Tags schon räumte er all die mancherlei Kleinwerte hinweg, die angefangen und halbfertig dalagen und herumstanden, und begann fleißig und emsig ein geschäftig hantieren. Tage, Wochen, Monate! Rädlein griff in Rädlein, Werk fügte sich an Werk. Trommeln wirbelten, Triangel klingelten, Posaunen dröhnten, Trompeten schmetterten, Flöten sangen, Geigen strichen. Immer mehr klang es zusammen in sich vereinender Harmonie. Nicht Tag, nicht Nacht hielt er mehr Raß, selbst dann nicht, als das unablässige Schaffen ihm an den Kräften zu zehren begann. Es half nichts, daß Weib und Kinder und sein ehrlicher Bruder Martin ihm zuredeten, sich mehr Ruhe zu gönnen.

„Jeßer isch's im Zug!“ wehrte er bestimmt und freundlich die um ihn Besorgten ab. „Loffet mi mache!“

Sie ließen ihn gewähren — und umsorgten und umhüteten ihn in Treue. Eines Morgens aber fanden sie ihn entkräftet neben dem Werkisch liegen. Als der Doktor von Furtwangen herüberkam, verordnete er strenge Bettruhe, wenn das schwache Herz sich wieder kräftigen sollte. Aber die Fieber kamen, und in aufgeregten Träumen sprach der Kranke immer wieder und nur von seinem großen Musikwerk. Raun konnten sie ihn auf dem Lager halten, wenn er unter Tags ein wenig bei hellen Sinnen war.

Erst dem Zureden seines biedereren Bruders Martin gelang es, seine Sorgen zu zerstreuen, als er ihm zusagte, er wolle nach des Kranken Anweisungen an dem Werk weitermachen.

So schoben sie das Krankenbett in die große Werkstube, wo der Martin nach den Anordnungen des immer schwächer werdenden Bruders letzte fügende und ordnende Hand anlegte an das große Werk.

Am 17. März 1820 in der Morgenfrühe war es, daß der Martin dem erstent aufstehenden Kranken berichten konnte: „'s ischt fertig — in Gotts Namen!“

Freudig erregt richtete sich der Kranke im

Bette auf und bat mit schwacher Stimme: „Martin — laß es — laufe!“

Sie waren allein in der Stube. Und der Martin drehte an der Kurbel, und auf einmal klang und tönte es, hell und klar und voll und gewaltig:

Großer Gott, wir loben dich,  
Herr, wir preisen deine Stärke.  
Vor dir neigt die Erde sich  
Und bewundert deine Werke.  
Wie du warst vor aller Zeit,  
So bleibst du in Ewigkeit.

Von dem Klang angeleckt kamen die Gertrud, die Buben und die Maidlen und horchten bewundernd. Mit großen, feibrigen Augen, alle Muskeln und Nerven angespannt, lauschte Karl Blessing den ersten Klängen seiner Schöpfung. Mit allen Sinnen hing er an dem Werk.

In wundervoller Harmonie klangen die Töne in die Herzen der stummen und ergriffen lauschenden Hörer. In jubelnden Chören klang es aus: So bleibst du in Ewigkeit.

Der Meister im Krankenbette lag mit andächtig gefalteten Händen in den Kissen — ein stilles, sanftes Leuchten in den verklärten Zügen.

Martin Blessing trat als erster zu ihm hinüber, um in seltsamer Bewegung dem Schöpfer des Werkes die Hand zu drücken. Karl Blessing rührte sich nicht. — Des Meisters Herz hatte den letzten Schlag getan. Doch auf dem Gesicht des Toten lag es wie ein lichter Schein glückseligen Friedens.

Drei Tage darauf haben sie ihn begraben. Von nah und fern waren sie herbeigekommen. Harte Wälderbauern wischten sich Tränen aus den Augen, als es neben dem Sarg des Toten in mächtigen Akkorden zu spielen anhub: Großer Gott, wir loben dich!

Und unter den Klängen seines eigenen Kunstwerkes, des ersten großen Orchestrions, das auf dem Schwarzwald gebaut worden war, haben sie den Lüstler vom Salvest zur ewigen Ruhe gebettet, haben sie ihn hinübergeliehet zu den Gefilden, wo im Klange himmlischer Chöre getreue Seelen dem großen Gott ein urewig Lied singen.

## Wie das Hornberger Schießen ausgegangen ist.

Eine lustige Wäldergeschichte von Wilhelm Fladt.

Der Hornberger Ratschreiber Lukas Straubinger ist ein rumorig Blut gewesen.

Keine Ruh hat er gehabt, bis anno 1514 die Bauern von Tal und Höß hinter ihm hergezogen sind und bis sie den Herren und Junkern in Burgen und Schlössern das Bumbumliedlein um die Ohren geknallt haben. Man hat ihnen zwar selbigsomal die ledernen Hosen-

höden geklopft den aufständischen Bauern, und dem rumsamem Ratschreiber haben sie tüchtig das Wams ausgeklopft. Was tat's? Ein bißel Abwechslung muß sein im Leben, sagen sie zu Hornberg.

Diese Gesinnung von anno dazumal ist ihnen im Blut steckengeblieben. Ganz absonderlich aber das Gehaben mit so einer Kugelbüchsz; gerade das war so etwas, was den biedern Bürgern besonders gepaßt hatte. Sie haben drum eine Schützengilde zuwegegebracht, die allsonntäglich hinten im Schützengrund ehrsame Bürgernasen mit einem Pulverröchlein und ehrsame Bürgerohren mit einem gutbürgerlichen Knallen bekanntmachte. Da bekam man dann auch einmal etwas anderes in die Hand als einen klobigen Dreischlegel oder eine ungattige Mistgabel. Und — wer kann's wissen? — könnte nicht wieder einmal so eine Raibengeschichte sich begeben? Da mußte man doch bezeiten wissen, wie man so einen Schießprügel richtig zu heben hatte, daß der Schuß nicht hinten hinausging. (Selbigsam soll's vorgekommen sein.)

Also hatten sie eben eine Schützengilde zuwegegebracht und allsonntäglich probten sie nun am Schützenrain mit Piff, pass, bum, wie man die schicklichsten Böcher in die Luft machte.

Anno 1700 war noch ein absonderlicher Grund dazugekommen. Galt es doch, das neue Jahrhundert gebührend willkommen zu heißen. Und wie anders sollte dies würdiger geschehen, als durch ein feierlich festlich Schützenfest?

Aus allen Winkeln holten sie die klobigen Feuersteinflinten, sie füllten die Pulverhörner und rüsteten sich, hinauszuziehen an den Schützenrain.

Es war ein herber Maiensontag. Daß man sich nit allzusehr in die verfrorenen Finger hauchen mußte, hatte der Hornberger Leuenwirt für innere Wärme gesorgt, sintemal das Jahr zuvor am Ortenberg und am Zellerberg drüben ein heißblumig Tränklein gewachsen war. Die Hornberger Wibervölker hatten zwar das schützenfesthungrige Mannenvolk im nicht ganz ungerechtfertigten Verdacht, daß sie weniger aufrichtig auf Schützenrohr und Schützenscheibe abzielten als vielmehr auf ein bieder Zimkrügel-schwenken beim allzeit aufmunternden Leuenwirt. Sie mögen's getroffen haben; denn schon als sie unterm Leuenwirtschild zum Ausmarsch sich sammelten, gab's einen ermutigenden, seelenwärmenden Umtrunk. Und der Leuenwirt, fürsorglich wie eben nur Leuenwirte sind, hob alsbald ein dickbauchig Fäßlein Zeller Roten auf eine Fuhre, um im treuen Gefolge dem Zuge nach der Schützenwiese das Durstgeleit zu geben.

Ganz fürtrefflich nahm es sich aus, als sie in Reih und Glied die Breite Gasse hinaufzogen, jeder Flinte und Pulverhorn am Riemen über die Achsel und jeder am schwarzen Bauernhut

eine Gockelhahnfeder. Soll da und dort ein Herr Rikeriki selbigsam einen verrupften Schwanz gehabt haben. Vorauf stolzte mit Trallerabumtrara die Hornberger Bürgermusik daher, vor und neben dem Zug trabte mit Gallo und Frakeel die liebe Wälderjugend, und dahinter folgte in farbenfrohestem Trachtenpuß all das Wiber-volk, das die kommenden Heldentaten der Männer und Väter feiernd miterleben wollte. Hinter dieser Festtagsparade kam sittsam des Leuenwirts Brauner und hatte auf blumenbekränztem Wagen des Festtags liebliche Weihe, ein bauchig Fäßlein, auf dem rittlings in schmunzelnder Würde Sebastian Stelcker, des Leuenwirts lieblicher Hüter, festlich-feierlich thronte. Und hinter dem Wagen schritten in lachender Fröhlichkeit Hinz und Heiner, des Leuenwirts Haus- und des Hienerwadelsbecken Teigpfefersnecht, und trugen über der Achsel an zwei langen Stangen eine Reihe blygeblanker Zimkrüge. Ihnen hintemach schaltete des Hienerwadelsbecken alte Vene auf poltrigem Schiebklaren drei bauchige Körbe voll knuspriger Laugenbrezeln, auf daß auch die festfrohe Hornberger Jugend für den väterlichen Schützentagsbaken zweckdienliche Anwendung finden möge.

Eins nur war dieses Mal besonders bedauerlich, daß am Ehrenplatz an des Zuges Spitze zwischen Gildemeister und Bürgermeister der hochgeachteten Stadt Hornberg kein festlich geschmückter Schützenkönig schritt. Hammersjörg Guldenstuhl, der das letzte Jahr diese ehrenvolle Würde sich erobert hatte, war anläßlich der auch damals schon üblichen nachfesttäglichen Schützenfestumtrunke so sehr ins Bescheidtun geraten, daß er auf dem Nachhausegang statt auf den ortsüblichen Stolperweg in die Gutach gekommen war. Gott hab' ihn selig! Es war ein so festlicher Kaufsch, daß ihm eigentlich ein selig Ausschlafen und selig Wiedererwachen diesseits wäre zu gönnen gewesen.

Aber es war nun einmal so. Helf' ihm Gott! Tröst' ihn Gott! — So einen Schützenkönig, der siebenmal hintereinander ins Schwarze schoß, kriegen sie in Hornberg nit mehr so bald wieder.

Und doch — und doch —! Die Hornberger Bürgerehre, die Hornberger Gildenehre, die Hornberger Schützenehre hätte es doch verlangt, daß dies Jahr einer zum mindesten sechsmal seine Kugel in die Mitte setzte.

Das hatten sie richtig so erwogen. Und „Ei der tausend, ja!“ hatte in biederer Schützenrat Theodor Armbruster, der Gildemeister, gesagt. „Da müssen wir halt tüchtig Schützenprobe halten!“

So war's drum gekommen, daß sie den klüglichen Beschluß faßten, an jedem Maiensontag zu Ehren des neuen Jahrhunderts ein Hornberger Schießen abzuhalten. Als eigentlich Schützenfest solle aber erst der letzte Maiensontag

gelten, die vier vorausgehenden sollten lediglich so Probefeste sein, den lieben Schützenbrüdern in kameradschaftlicher Ziel- und Schießübung die erforderliche Sicherheit zu verleihen.

Der Huberkrämer am Gutachertor hatte sechs große Fässer voll Pulver herbeigeschafft, für jedes Probefest ein Faß und für das Hauptfest, das den neuen Schützenkönig bestimmen sollte, zwei Fässer voll herzoglich württembergisch Landesschießpulver, erworben und nach Hornberg geleitet mit wohlgewogener Bewilligung einer hochpreislichen herzoglich württembergischen Landesregierung.

Und nun piffte, paßte, krachte und knallte es im Hornberger Schützengrund, daß drob alle Hornberger Wald- und Feldhasen ein ansteckend Springfieber kriegten.

Gegen halber fünfse am Abend des ersten Maiensontags erschien im Schießstand der Huberkrämer vom Gutachertor und eröffnete der hochhehrsamem Knallergilde, daß im ersten Pulverfaß auch nicht ein Stäublein mehr sei. Man hatte oben in wilder Luft viel schützengerechte Böller getan. Da tat der Plunzenwurfiler Gottschalk Pfefferle einen Hopsfer, warf den Hut in die Luft und sang den schönen zweiten Vers des schönen Hornberger Schützenlieds an:

Und han wir keinen Bulver mehr,  
ei, ei, das ist ein Schaden,  
dann kann man seinen Schießgewehr  
nit laden mehr, nit laden.  
Ihr Brüder, heisa! heiter!  
Beim Leuwirt laden wir weiter!  
Piff! paß! bum!

Und im Chorus fiel fröhlich der ganze Schützen-  
schwarm ein:

Ihr Brüder, heisa! heiter!  
Beim Leuwirt laden wir weiter!  
Piff! paß! bum!

Sie wußten die Weise in wackere Tat umzu-  
setzen, zogen in fröhlicher Reihe ins Städtlein  
zurück und luden beim Leuwirt weiter,  
brüderlich und kreuzfidel, sintemal im Leu-  
wirthshaus ein trefflich flüssig Ladezeug zu haben  
war, so knallig und so dunderschießig, daß es  
in manchen Hornberger Bürgershäusern noch  
andern Tags gepulvert hat.

Den Sonntag darauf gelang es dem Nachdruck-  
etlicher ehr- und tugendamer Hornberger Bür-  
gersfrauen, die Ladetüchtigkeit ihrer biederem  
Chemänner einstuweilen — aber nur einstuweilen  
— in gleichmäßigere Bahnen zu lenken. Als  
nämlich bereits um die vierte Stunde der wackere  
Huberkrämer den heute besonders schießtüchtigen  
Schützenbrüdern verkündete, daß das zweite  
Pulverfäßchen zur Reige gehe, da erreichten die  
entschiedenen Wünsche der Hausfrauen, in Sorge  
um die allzusehre Ausdehnung des Festtags-  
trunks, daß ein weiter Fäßlein herbeigerollt  
wurde, trotzdem selbiges erst den Schießbedarf

des nächsten Sonntags darstellen sollte. Das  
End vom Liede war, daß abends um sechse auch  
das zweite Pulverfäß einen leeren Boden hatte.

Da aber die nun so wirksam erweiterte Knal-  
lerei einer besonderen Feier bedurfte, so fanden  
sich zum würdigen Abschluß des Heimmarsches  
die lustigen Schützenbrüder beim Leuenwirt zu-  
sammen, um bei Herdäpfelsalat, saurem Leberle  
und Zeller Rotem die Ereignisse des frohen Nach-  
mittags gebührend zu besprechen.

Als sie es am nächsten Maiensontag ebenso  
machten wie am verflossenen, erhob sich auf ein-  
mal beim nachfeiernden Umtrunk Wunibald  
Wöhrlle, der Spitalküfer, nachdem er bereits  
seit etlicher Zeit an den Fingern eine schwierige  
Rechnung gemacht hatte, und sprach gewichtig:  
„Ihr lieben Schützenbrüder! Ich han da eben  
erechnet, daß in des Huberkrämers Pulverkeller  
sechs Fäßlein Pulver gekommen sein. Han wir  
aber am vorvorigen Sonntag ein Faß, han wir  
am vorigen Sonntag zwei der Faß und auch  
heute zwei der Faß mit schützenbrüderlichem  
Schießen verbraucht. Sind eins und zwei gleich  
drei und zwei gleich fünf. Wolle ein hochhehr-  
samer Gildenrat erwägen, daß für ein nächst-  
sonntäglich Schießen nur noch ein Fäßlein, für  
das Hauptfest hingegen nichts mehr verbleibe!“

„Er hat bigott recht!“ bestätigte Theodor  
Armbruster, der Gildemeister, nachdem auch er  
an den Fingern die Richtigkeit der Rechnung  
nachgeprüft hatte. Und nun begann ein bedeut-  
sam Erwägen, in dessen Verlauf man zu dem  
Entschluß kam, eine hochpreisliche herzoglich  
württembergische Landesregierung um die hoch-  
geneigteste Bewilligung submisssest zu bitten, daß  
die herzoglich württembergische Pulverkammer  
ermächtigt werde, einer gehoramt ergebenen  
Stadt Hornberg für dero Schützenfest noch wei-  
tere fünf Faß Pulver zu liefern.

Und allso gleich am andern Tag spitzte der  
Hornberger Bürgermeister einen neuen Gänse-  
fidel und schrieb einen untertänigsten Bericht, auf  
daß er im ordnungsgemäßen Instanzenweg den  
Nöten der Hornberger Schützengilde bei einer  
hohen Landesregierung sich geneigtest Gehör  
verschaffe.

Da auch schon selbigsmal in einer hochfürst-  
lichen Landeskanzlei scripta et rescripta auf  
einer langen Bank in sein säuberlich zeitlicher  
Ordnung die Ehre widerfuhr, reihgemäßer Er-  
ledigung entgegenzuhalten, blieb die erwünschte  
Erledigung vorerst aus, so sehr die Hornberger  
sie auch ersehnten.

Man vertröstete sich in den Reihen der  
Schützengilde auf eine baldige wohlwollende  
Verbescheidung und entschloß sich, in dessen beim  
nächstsonntäglichen Schießen das letzte Fäßlein  
zu verpulvern in der Hoffnung, daß der darauf-  
folgende Schützenkönigsonntag über all die ent-  
gangenen Freuden hinwegtrösten werde. Denn

his dorthin werde längstens neues Pulver beim Huberkrämer eingetroffen sein.

Sie hatten gerade das letzte Korn Pulver verböllert und saßen nun mit ihren Hoffnungen für den nächsten Sonntag im gastlichen Leuen, als auf einmal Hufgeklapper die Gasse heraufkam, beim Leuenwirthshaus ein herzoglich württembergischer Staffettenreiter vom Gaule sprang und alsbald in die große Stube trat.

„Sicht d'r Burgemeischder do?“ fing er an zu schwäbeln. Man wies ihn an den Tisch im Herrgottswinkel, wo sich bereits der Stadtgewaltige erhob und nach des Melbereiters Begehr fragte.

„I han do e Briefle von uifere Durchlaucht!“ meldete der Mann, salutierte respektvoll mit der Linken am Dreispiz und überreichte mit der Rechten dem Bürgermeister den siebenfach gefiegelten Brief. Eigentlich hätte er nach dem herzoglich württembergischen Zeremonienreglement mit der Rechten salutieren sollen. Allein das soll einmal ein herzoglich württembergischer Hofzeremonienmeister vormachen, wie man mit der rechten Hand einen hochfürstlichen Durchlauchtsbrief überreicht und gleichzeitig mit derselben Hand salutiert.

Unter dem stillschweigenden Staunen der ganzen Wirthstube erbrach der Bürgermeister den Brief und las — und erschrak.

Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg theilte dem Bürgermeister seiner vielliebten Stadtgemein Hornberg huldvollst mit, daß man ihm viel Ergöliches von den Schützenfesten seiner wackeren Hornberger Untertanen vermeldet habe und daß er darob den Beschluß gefasset, heute am vierten Maiensonntag abends gegen fünf Uhr in dieser vielliebten Stadt Hornberg einzutreffen, auf ein Stündlein im Kreise der Hornberger Schützengilde sich an dero Treiben zu belustigen.

Der Bürgermeister kratzte sich hinterm Ohr. Und als die Hornberger Rats Herren den Brief gelesen hatten, kratzten sie sich auch hinterm Ohr. Der Gildemeister machte ein dummes Gesicht. Und auch die Schützenbrüder brachten kein gescheiteres zuwege.

Der „Särcht“ wollte zum Schützenfest kommen und sie — hatten kein Pulver mehr. Und nit einmal einen Schützenkönig hatten sie.

„Zu allererst,“ sprach der Bürgermeister, „muß ein Schützenkönig her!“

Da kratzte sich der Gildemeister wieder hinter den Ohren. Denn offenbar unter der Wirkung des guten Zeller Roten hatte heuer kein einziger Schütze noch ins Schwarze getroffen, nit einmal der Gildemeister nit.

Der Bürgermeister wußte Rat. „Muß halt der Schützenkönig werden, der am meistennal zunächst dem Schwarzen getroffen hat!“ entschied er.

Und sie holten den Philipp aus dem Spital herbei, der zurzeit bei der Schützengilde in Hornberg die Stelle des Zeigers im Schützenstand versah. Er kam und man befragte ihn, wer am meisten nächst der Mitte getroffen.

Der Philipp setzte die Schildkappe auf die andere Seite seines etwas stark geratenen Spitzlerdickkopfs, um Platz zu kriegen, sich hinterm Ohr zu kratzen, und fing verlegen an zu gaxen: „D—d—d—d—deß isch e d—d—d—d—dummi Gsicht — ihr H—h—h—Herre! 's—s—s—s hat g—g—g—gar keiner d—d—d—d— Schibe troffe!“

Jetzt fing die ganze Schützengilde an, sich hinter den Ohren zu kratzen. Und der Herr Bürgermeister kam zum Schluß, daß es auch ohne Schützenkönig gehen müsse.

Aber — ohne Pulver ging's nicht. Aber woher nehmen so schnell? In einer halben Stunde schon mußte die Durchlaucht mit ihrem Gefolge eintreffen.

Bürgermeister haben oft rettende Gedanken. Auch dem Hornberger Stadtoberhaupt kam, offenbar unterm Einfluß des Zeller Roten ein solcher.

„Ihr Herrn vom Rat der herzoglich württembergischen Stadt Hornberg!“ sprach er, überlegend den Zeigefinger an der langen Nasenspitze. „Gehet hin und trinke jeder zur Kräftigung seiner Stimme schnell noch ein Schöpplein Zeller Roten. Und alsdann ziehen wir miteinander hinaus ans Gutachertor, Seine Durchlaucht gebührend willkommen zu heißen und nach dem Schützenrain zu geleiten. Ihr wißt aber, Ihr Herren, daß nach den Vorschriften des herzoglich württembergischen Zeremonienreglements beim Einzug Seiner herzoglichen Durchlaucht in eine Stadtgemein selbige Hochderoselben mit hundertundeinem Völlerschuß zu empfangen habe. Sinte mal wir zu Hornberg aber unser Zündkraut verschossen, verteilen sich die Herren Räte auf die Zinnen der Stadtmauer, und so dann beim Herannahen Seiner Durchlaucht unser Stadtprofosß Ezechiel Pfannenschmidt mit Schwenken der Stadtfahn' ein Zeichen gibt, schreit ihr alle auf ein einzignal laut und kräftig hundertundeinmal „Bum“ und wieder „Bum“ und „Bum, bum, bum!“ Da währenddessen feierlich und festlich alle Glocken der Stadt läuten und ein gemein Volk „Wivat“, „Heil“ und „Viktoria“ rufen wird, werden Seine Durchlaucht im Gedränge der Festesfreunde nicht zu bemerken geruhen, daß es nicht nach Pulver riecht!“

Und sie haben allsogleich zur Kräftigung ihrer Stimmen noch ein oder zwei Gütterlein Zeller Roten hinter die Binde gegossen, sind dann siegesicher ans Gutachertor hinausgezogen und haben sich keinen Gedanken darüber gemacht, wie sie Seiner Durchlaucht ein pulverloses Schützenfest vorzuführen hatten.

Die Hornberger Schulbuben mit frischgeschmäß-



„Die Hornberger Völlerkanone sollet emol do runter kumme!“ gebot der Fürst dem Bürgermeister, der eben anhub, mit dem silbernen Stadtpokal in der Hand die Willkommrede zu beginnen.

ten Näslein und die Hornberger Schulmädlein mit saubergewaschenen Gesichtern sind vom Gutachertor her bis ans Rathaus Spalier gestanden. Am Rathaus paradierten im Festtagsstaat die hochhehrsamten Zünfte und am Gutachertor stund in Reih und Glied die Schützengilde. Vor dem Tor wartete, gewichtig die silberne Amtskette um den Hals, der Bürgermeister mit dem Stadtschreiber und dem Rentamtmann. Oben auf dem Torturm schaute der Stadtprofos die Straße hinauf, gewärtig die Fahne zu schwenken. Und hüben und drüben auf den Zinnen der Stadtmauer harrten die würdigen Väter der Stadt des Winkes, hundertundnein Willkommvöller zu brüllen.

Und der festliche Augenblick kam. Ohrenbetäubend humbumte es, daß Seine Durchlaucht verwundert sich aus der Hofstalesche herauslehnte. Aber sei es, daß Eberhard Ludwig von Württemberg jenen Tag etwas vom Zipperlein geplagt war, oder sei es, daß ihn die durchlauchtigsten Hühneraugen stachen — er betrachtete sich erst durch die goldene Lorannette die Horn-

berger Stadtmauer, legte dann hochhend die hochfürstliche Hand an Hochdero Ohr — und geruhte alsdann die herzogliche Stirne zu runzeln.

„Die Hornberger Völlerkanone sollet emol do runter kumme!“ gebot er dem Bürgermeister, der eben anhub, mit dem silbernen Stadtpokal in der Hand, die Willkommrede zu beginnen.

Als die zwölf Ratsherren knieschlotternd vor der herzoglichen Staatskutsche standen, fing Seine Durchlaucht an: „Sodele! Ihr Malifizspizhube! 's Herrgettle vo Biberach soll nich pfeze! Ihr dorklede Hallonka!“

Und noch etliches gab er aus seinem fürstlichen Wörterbuch zum besten, und zum Schluß mußten sie im Ringum um die herzogliche Leibkutsche nochmals ihr Völlerschießen brüllen, bis dem Herzog und seinem Gefolge vor Lachen die Tränen über die Backen kollerten.

Dann ein abschließender Wink der herzoglichen Rechten und der Befehl, die stadtväterlichen Völlersbrüller und ihren ratsstüchtigen Bürgermeister acht Tage bei Wasser und Brot ins Spritzenhäusl zu sperren, damit sie nüchtern

würden, die Hornberger Saufkumpane. Und ungnädig fuhr die herzogliche Kutsche gen Gutach zurück. Nüchtern sind sie worden, die Hornberger Ratsherren und ihr Bürgermeister, zumal sie am nächsten Sonntag, am letzten im Maien, noch im Spritzenhäusl gegessen sind.

Ebendadrum und derothalben haben sie das Hauptschützenfest nit abhalten können, zumal auch bis dorthin das bestellte herzoglich württembergische Landeschießpulver ob des langen Instanzenwegs noch nicht eingetroffen war.

Und das ist die Geschichte, wie das Hornberger Schießen ausgegangen ist.

### Der große Haeckel.

Von Franz Woas, Wiesbaden.

Unter den Toten des letzten Jahres ist einer, der zu Lebzeiten auf keinem Thron gesessen, der kein Heer befehligt, nicht einmal Kanzler noch Minister gewesen — und der dennoch mit dem, was er gedacht und gewollt hat, unzählige Menschen in ihrem Sein und Tun bestimmt und geleitet hat. Nur ein Professor war er, der halt so seine Bücher schrieb wie andere Professoren auch. Wie aber wirkten seine Bücher? Nicht daß er gerade etwas unerhört Neues darin kundtat; aber er wußte das, was er schrieb, so vorzubringen, daß es dennoch für Millionen von Menschen so gut wie völlig neu war, weil sie es vorher in der gelehrten Weise nicht gelesen oder zum wenigsten nicht verstanden hatten. Am 16. Februar 1834 zu Potsdam geboren, begab er sich schon in jungen Jahren, knapp dreißig Jahre alt, daran, die Lehren, welche der Engländer Darwin über die natürliche Entwicklung aller lebenden Wesen aufgestellt hatte, den Deutschen noch begreiflicher zu machen, als sie ihnen jener zu machen vermochte. Er bekam so alsbald den Beinamen „der deutsche Darwin“; er vertiefte die Lehren des Engländers, suchte sie durch eigene Forschungen noch fester zu begründen. Worauf diese Lehren hinausliefen, das ist — kurz gesagt — der Gedanke: Alles, was lebt und webt auf Erden, ist nicht fix und fertig, wie es dasteht, geschaffen worden, sondern hat sich von Urzeiten her aus sich selbst heraus entwickelt, und die tausenderlei verschiedenen Arten von Lebewesen, die es gibt, haben sich dadurch gebildet, daß sie fortgesetzt unter tausenderlei ganz verschiedenen Einwirkungen standen. Man kann sich denken, auf welchen Widerspruch, auf welche Feindschaft solche Lehre stoßen mußte! — Wer ihn gar nicht verstand, war ihm am gehässigsten und sagte ihm glattweg nach: er lehre, daß der Mensch vom Affen abstamme. Das nun ist grundfalsch. Haeckel hat das zu keinen Zeiten behauptet, sondern nur gelehrt, daß Tier und Mensch schließlich auf eine einzige Wurzel

zurückzuführen seien. Freilich, wo diese Wurzel eigentlich stecke, und wo sie ihr inneres Leben herbekommen hat — dieses innere Leben, das sie eben zu jener tausenderlei Anpassung und Umgestaltung in den Stand setzte — das hat er niemand verraten können. So fein, bis ins einzelste und kaum mehr Sichtbare hinein die Lehre auch ausgedacht ist, so löst er damit allein das Rätsel dieser Welt doch nicht. Dabei hat er gerade das tun wollen! Er hat, für das allgemeine Verständnis berechnet, die Bücher geschrieben: „Die Welt-rätsel“ und „Die Lebenswunder“. Es sind dies Bücher, die sich wunderleicht und angenehm lesen, und die deshalb auch unzählige Leser gefunden haben; wer aber nicht schon von vornherein davon überzeugt ist, daß Haeckel recht hat mit seiner Lehre, den überzeugen diese Bücher dennoch nicht. Allemal bleibt eben doch das große Fragezeichen: Woher stammt das Leben, wenn es nicht geschaffen wurde? —



Ernst Haeckel.

Um so recht viele aus der Menschheit für seine Gedanken zu gewinnen, hat dann schließlich Haeckel als alter Mann noch einen besonderen Verein gegründet: den „Monistenbund“. Grundsatz für diesen ist: Einen Unterschied zwischen Körper und Seele gibt es nicht; beides ist eines; im Stoff steckt auch der Geist. — Das wirft alle bisherigen Anschauungen vom Wesen der Dinge über den Haufen; und so ist es kein Wunder, daß der Mann sich ungezählte Feinde machte. Seine Anhänger freilich hielten um so fester an ihm. Auch nicht alle Professoren waren für ihn. Vielen von ihnen hat er durch seine ungestüme Art arg mißfallen; denn er war, zumal in jüngeren Jahren, mit seiner scharfen Feder allemal fix bei der Hand. Als er alt und älter geworden, dachte und schrieb er milder; ja es kam die Zeit, wo er schließlich die Meinungen anderer gelten ließ, anstatt gleich dreinzuschlagen. Dabei war er von Person aus zu allen Zeiten ein bescheidener, lebenswürdiger Mensch. Der Schreiber dieser Zeilen hat ihn persönlich gekannt; er war mit ihm zusammen auf demselben Schiffe, das ihn 1903 zu einer Forschungsreise nach Singapur in Indien brachte; er hat mit ihm drei Wochen lang an der nämlichen Tafel gesessen und manch geschicktes und gutes Wort von ihm vernommen. Der leibhaftige Antichrist, der er für viele gewesen ist, war er nicht; nur freilich: an der Gedankenwelt, wie sie seit un-

denklichen Zeiten grundfest zu bestehen schien — daran hat er arg gerüttelt. Wenn er aber nur das eine fertig brachte: die Menschen zum Nachdenken über sich selbst, über Gott und die Welt zu bringen — dann hat er sein langes Leben nicht umsonst vollbracht. —

### Einiges von Jörg Wickram

Stadtschreiber zu Burtheim um das Jahr 1550.

#### Dem Schneider im Himmel und unsers Herrgotts Fußschemel.

Es hat sich begeben an einem schönen Tag, daß unser Herrgott spazieren wollte gehn und alle seine Apostel und Heiligen mit sich nahm, also daß niemand daheim im Himmel blieb denn allein St. Peter; dem befahl er, daß er aufpakte und niemand einliese, dieweil er aus wäre, und zog also davon. Nun kam ein Schneider vor den Himmel, der klopfte an. St. Peter fragte, wer da wäre und was er wollte. Der Schneider sagte: „Ich bin ein Schneider und wollte gern in den Himmel.“ St. Peter sprach: „Ich darf niemand einlassen, denn unser Herrgott ist nicht daheim, und wie er hinwegging, gebot er mir, ich sollte aufpassen und niemand einlassen, dieweil er aus wäre.“ Aber der Schneider ließ nicht nach, St. Petern zu bitten, und bewegte ihn mit seinem langen Bitten dahin, daß er einwilligte, ihn hineinzulassen, doch mit der Bedingung, er sollte in einem Winkel hinter der Tür sein züchtig und still sitzen, damit, wenn unser Herrgott käme, er seiner nicht wahrnehme und zornig würde. Das verhiess er ihm. Also setzte er sich hinter die Tür in einen Winkel, und sobald Petrus vor die Tür hinausgeht, steht der Schneider auf und geht in allen Winkeln im Himmel herum und besieht eins nach dem andern. Zuletzt kommt er zu vielen köstlichen Stühlen, unter welchen in der Mitte ein ganz goldener Sessel stand, darein viel köstliche Edelsteine gesetzt waren; er war auch so hoch wie der andern Stühle keiner, und es stand auch ein goldener Fußschemel vor ihm; auf demselben Sessel saß unser Herrgott, wenn er daheim war. Der Schneider stand still vor dem Sessel eine gute Weile und sah ihn beständig an, denn er gefiel ihm vor den andern am besten. Also geht er hinzu und setzt sich in den Sessel. Wie er nun also sitzt, sieht er unter sich und sieht alle Dinge, die auf Erden geschehn. Unter andern aber ersieht er eine alte Frau, welche ihrer Nachbarin ein Gebinde Garn stiehlt, wovon denn der Schneider erzürnt; er nimmt den goldenen Fußschemel und wirft den nach der alten Frau durch den Himmel auf die Erde hinab. Da nun der Schneider

den Schemel nicht mehr erlangen mochte, schlich er sacht aus dem Sessel und setzte sich wieder unter die Tür an sein altes Dertlein und tat dergleichen, als wenn er immer da gewesen wäre. Als nun unser Herrgott wieder heimkam, ward er des Schneiders nicht gewahr; wie er sich aber in seinen Sessel setzt, fehlt ihm sein Schemel. Also fragte er St. Peter, wo sein Schemel hingekommen sei. St. Peter sagte, er wüßte es nicht. Da fragte er weiter: „Wer ist dagewesen? Hast du niemand hereingelassen?“ Er antwortete und sprach: „Ich weiß niemand, der hier innen gewesen ist, denn einen Schneider, der sitzt noch da hinter der Tür.“ Da fragte unser Herrgott den Schneider und sprach: „Wo hast du mir meinen Schemel hingetan? Hast du ihn nicht gesehen?“ Der Schneider erschrak, gab mit Furcht und Zittern Antwort und sprach: „Ich habe in deinem Sessel gesehen und habe gesehen, wie da auf Erden eine alte Frau ihrer Nachbarin ein Gebinde Garn gestohlen hat, darüber bin ich erzürnt geworden und habe den Fußschemel nach ihr geworfen.“ Da ward unser Herrgott zornig über den Schneider und sprach: „Et, du Schalk, sollte ich so viele Male einen Schemel nach dir geworfen haben, wie oft du zu viel Tuch geschnitten und ins Auge (Öffnung im Tisch der Schneider) gehoben hast, ich hätte weder Stühle noch Bänke mehr im Himmel.“

Also ward der Schneider vor den Himmel herausgestoßen und sind ihm seine Gebrechen und Mängel auch entdeckt und ans Licht hervorgezogen worden. Es ist auch zu besorgen, man finde deren noch viele jetzt zu unsern Zeiten, so einen, der in einem Laster kaum einen Strohalm tief steckt, verfolgen und strafen wollen, während sie gar darin erjosfen sind.

Don einem Bauern, der wachend schlief.

Zwei Bauern waren gute Nachbarn und die Häuser zunächst aneinander; und an einem Morgen, doch nicht gar zu früh, kam der eine vor des andern Fenster und klopfte mit einem Finger daran. Aber der andere lag noch hinter dem Ofen und mochte vor Faulheit nicht aufstehn; und wie dieser also am Fenster klopfte, schrie er mit lauter Stimme hervor und sprach: „Wer da?“ Der vor dem Fenster sprach: „Ich bin's, Nachbar Konrad, was tut Ihr?“ Der im Bett gab ihm wieder Antwort: „Ich liege hier und schlafe; was beliebt Euch, Nachbar?“ Der vor dem Fenster sprach: „Wenn Ihr nicht schliefet, wollt' ich Euch um Euren Wagen bitten; ich will aber schier, wenn Ihr erwachet, wieder kommen.“ Solche einfältige Bauern findet man nicht viel wie diesen, der meinte, weil er noch im Bette läge, schlief er auch.